Im Kampfe mit Franktireurs.

(Kriegsroman von [illegible].)

(26. Fortsetzung.)

Die Pflegerin entnahm aus den Aeußerungen der Aerzte, daß die Lage des Patienten gefährlich sei, wenn nicht ein Wunder geschähe. Sie ließ ihm all die Liebe und Sorgfalt zuteil werden, die man einem dem Tod Geweihten widmet, um ihm die letzten Stunden zu erleichtern und ihn [illegible] hinüberdämmern zu lassen ins Reich des Friedens.

Die Tür öffnet sich. Im Rahmen steht eine Dame in dunklem Reisekostüm. Das jugendlich feine Gesicht ist blaß, angegriffen, die glänzenden Blicke verschleiert durch tiefe Trauer.

Lautlos tritt sie an das Lager und heftet ihre Augen in zärtlicher Weise auf den Fiebernden. Sie faßt seine glühende Hand, und wie sie mit der andern sanft über seine Stirn streicht, ist es, als ob Ruhe über den zuckenden Körper komme.

Die Schwester ist zurückgetreten und hört von der die Fremde begleitenden Oberin, daß die Dame die Braut des Schwerkranken sei.

Nun wendet sich diese zu den beiden Frauen.

„Ich werde die Rolle der Schwester übernehmen. Weihen Sie mich in alle Funktionen ein. Ich will mit aller Hingebung den Mann pflegen, von dessen Leben das meinige abhängt".

„Wird es Ihre Kräfte nicht übersteigen?" meinte die Oberin. „Es ist ein schweres Amt, einen Fieberkranken zu pflegen; es gehören nicht allein Mut und Opfersinn, sondern auch Kraft und Ausdauer dazu."

„Der Himmel wird mir helfen, wo meine Kraft nicht ausreicht. Ihm vertrau' ich — nur er kann, wenn die ärztliche Kunst versagt, Rettung bringen."

„Gott gebe es! Schwester Marie wird Ihnen Ihre Obliegenheiten erklären."

„Ich danke Ihnen. Darf ich um ein Zimmer bitten, wo ich mich umkleiden kann?"

„Gleich nebenan ist eine kleine Kammer; die wird genügen."

Während Cécile in den ihr angewiesenen Raum tritt, teilt die Oberin der Schwester Näheres über den unerwarteten Besuch mit.

„Ein Kamerad des Verletzten hat der jungen Dame Nachricht über den schlimmen Zustand ihres Verlobten gegeben. Sie hat sich sofort auf die Reise gemacht. Die Ankunft hat sich durch die vielfachen Hindernisse, die der Krieg einer solch weiten Reise — denken Sie, von Epernay bis Orleans — bereitet, verzögert. Mich dauert die Arme. Sie pflegt einen dem Tode Verfallenen. Der Stabsarzt hat mir gestern noch gesagt, daß keine Hoffnung mehr vorhanden sei; selbst eine Amputation komme zu spät."

„Wie lieblich und sanft die Fremde aussieht!" erwiderte die Schwester. „Ich habe selten ein so rührend schönes Gesicht gesehen. Sie tut mir in tiefster Seele leid."

„Sie sind jung, Marie, und voll Mitleid. Sie werden noch viel Trübes in Ihrem jetzigen Beruf erleben. Wie oft muß man sein persönliches Gefühl unterdrücken, kalt und ruhig erscheinen, um mit sicherer Hand Beistand leisten zu können."

„Oh, Frau Oberin, ich weiß wohl, ich bin zu schwach. Wohl habe ich den besten Willen, aber zuweilen überfällt mich ein Grauen, ein Schauder vor dem Samariterberuf, den ich mir nicht so schwer vorgestellt habe."

„Sie werden das überwinden, wenn ich Ihre bisherige Leistung in Betracht ziehe. Sie haben sich bei dem Kranken hier als die aufopferndste und ausdauerndste Pflegerin betätigt. Oder sollte hier etwas anderes mitsprechen? Hüten Sie Ihr Herz!" fügte sie wohlmeinend hinzu, als sie sah, wie die Schwester errötete.

In diesem Augenblick trat Cécile ein, über dem schlichten Kleid die weiße Pflegerschürze.

„Ich bitte um meine Anweisung."

Die Schwester setzte ihr alles auseinander. „Wenn Sie mich brauchen, wollen Sie klingeln. Der Verband bleibt vorerst liegen. Von der Medizin erhält der Kranke stündlich zehn Tropfen in Wasser."

„Kann ich vielleicht den Arzt sprechen?" fragte Cécile.

„Der Herr Stabsarzt ist nicht anwesend. Die anderen Aerzte sind durch eine Operation in Anspruch genommen."

„So ist im Augenblick kein anderes ärztliches Personal zur Stelle?"

„Nein, nur ein Unterarzt, der den Tagesdienst hat."

„So möchte ich diesen zu mir bitten lassen!"

Die Schwester zögerte. „Der Herr ist noch sehr jung und von der Universität weg in den Krieg gezogen. Ob er Ihnen genügt?"

„Ich will's probieren!"

„Wie Sie wünschen."

Leisen Schrittes ging die Schwester aus dem Zimmer.

Jetzt verließ Cécile die mühsam bewahrte Fassung. Gebrochen sank sie am Bett des Geliebten nieder und Tränen überfluteten ihr Antlitz. Ohne Zurückhaltung überließ sie sich ihrem großen Schmerz. Verzweiflungsvoll klang ihr Klagen in der Stille des Zimmers, die nur durch die heftigen und schweren Atemzüge des Kranken unterbrochen wurde.

„Ist es denn möglich! Das soll das Ende sein des seligen Traumes! O du allgütiger Gott, hilf mir in meinem namenlosen Jammer. Laß ihn leben, an dem meine Seele hängt, ohne den das Leben für mich wertlos ist. [illegible] in törichtem Uebermut und verblendetem Wahn sein Leben verzehrte! Ich habe doch alles von mir geworfen: Hochmut, Kastenstolz, Vorurteil! Selbst den Bruder habe ich verlassen, um bei ihm zu sein. Bitte du, Heiliger, für mich, daß ich ihn behalte!"

Allmählich ebbte die Flut des wilden Schmerzes ab und machte einer wehmütigen Ergebung Platz, in die sich unter der Einwirkung des Gebets ein leichter Schimmer des Trostes mischte.

Langsam erhob sie sich. Ein leises Klopfen ließ sie aufhorchen.

Ein junger Mann in der Uniform des Sanitätsoffiziers betrat das Zimmer.

„Dr. Winter", stellte er sich mit einer leichten Verbeugung vor, mit flüchtigem Blick die stolze Erscheinung streifend.

Cécile gefiel das freie, ungezwungene Wesen des jungen Arztes, sein klarer, freundlicher Blick weckte Sympathie und Vertrauen in ihr.

„Ich habe Sie um eine Unterredung bitten lassen, da ich dringend Ihres Rates bedarf."

„Ich stehe zu Diensten!"

„Sie sehen die Verlobte des Kranken vor sich. Darf ich Ihnen den Geleitschein des Generals übergeben?"

Der Mediziner warf einen kurzen Blick in das Schreiben.

„Es hätte nicht der Beglaubigung bedurft. Wer sich in dieses Haus begibt, steht unter dem Schutze des Roten Kreuzes. Womit kann ich Ihnen dienen, gnädige Komtesse?"

„Ein offenes Wort über den Zustand des Kranken!"

„Offen? Ohne Schonung?"

„Ja, ich bin auf alles gefaßt!"

„Der Patient ist vom Chefarzt aufgegeben!"

„Damit sagen Sie mir nichts Neues. Ihre eigene Meinung möchte ich hören!"

Der Unterarzt lächelte. „Meine Meinung kommt hier gar nicht in Betracht."

„Und doch möchte ich sie hören!"

Der junge Arzt warf einen bedeutsamen Blick nach der Schwester. Die Komtesse verstand.

„Schwester Marie, darf ich um eine kleine Stärkung bitten?"

„Was wünschen Sie?"

„Eine Tasse Fleischbrühe und ein Brötchen!"

„Ich werde es sofort besorgen."

Die Schwester verschwand. Cécile bat den Arzt, Platz zu nehmen. Dann richtete sie ihr Auge mit stummem Flehen auf ihn.

„Nun, Herr Doktor, jede Minute ist kostbar! Glauben Sie an eine Rettung?"

„Solange ein Mensch atmet, darf man immer hoffen."

„Keine tröstlichen Phrasen, bitte! Wahrheit, Offenheit!"

„Nun denn! Ich gebe den Herrn Rittmeister noch nicht verloren, solange nicht die letzte Möglichkeit erschöpft ist."

„Und die wäre?"

„Die Anwendung eines Mittels, das einen andern schon vom sicheren Tode rettete."

Die Gräfin atmete auf. „Also doch ein Mittel! Gott sei Dank!"

„Ja, aber ein gefährliches! .... Gift!"

„Gift? Das kann nicht Ihr Ernst sein!"

„Mein voller Ernst! Ich folge dem Grundsatz: Gift gegen Gift! In einem so verzweifelten Falle, wie dem vorliegenden, gibt es keine andere Wahl!"

„Und Sie versprechen sich davon Erfolg?" forschte Cécile mit klopfendem Herzen.

„Ich hoffe darauf! Versprechen kann ich nichts."

„Aber wie ist es möglich, daß Sie als junger Arzt wissen, was Ihren alten, erfahrenen Kollegen verborgen blieb?"

„Weil eben dieses Mittel noch nicht von den höchsten ärztlichen Instanzen anerkannt wird."

„So sind Sie selber darauf gekommen?"

„Nicht ich, mein Vater!"

„Ihr Vater?"

„Hören Sie! Mein Vater hatte sich bei einer Sektion mit Leichengift infiziert. Sein Arm war schon bis zur Schulter angeschwollen und sollte abgenommen werden. Da wandte mein Vater eins der stärksten Gifte, das die Heilkunde kennt, äußerlich und innerlich an und verdankte diesem durchgreifenden Mittel sein Leben. Meine Bemühungen, diesem Mittel in [illegible] bei schweren Fällen Eingang zu verschaffen, blieben erfolglos. Man machte sich über meinen Mangel an Erfahrung lustig. Oft reizt es mich, meinen älteren Kollegen in ihre Kunst zu pfuschen, doch die Disziplin, [illegible] hielt mich von jedem eigenmächtigen Eingriff zurück. Von Ihnen, Komtesse, hängt es ab, ob ich das Wagnis [illegible] darf."

„Es bleibt mir nichts anderes übrig. Jedes Mittel, das meinen Geliebten retten kann, ist mir recht!"

„Noch kenne ich nicht genau die Dosierung, das heißt, wieviel ich von dem Mittel ohne direkten Schaden anwenden darf. Ich muß eben probieren, werde also, was ja bei einem [illegible] selbstverständlich, mit kleinsten Gaben beginnen und die Wirkung abwarten. Lassen Sie die bisherigen Arzneien weg und sorgen Sie dafür, daß keine andere Hand sich hineinmischt. Noch eins! Unverbrüchliches Schweigen für alle Fälle! Ich wäre verloren, wenn mein eigenmächtiges Handeln herauskäme, selbst dann, wenn der Kranke durch mein Eingreifen gerettet würde."

„Hier, meine Hand! Mag es kommen, wie es will — kein Wort kommt über meine Lippen! Wie soll ich das Mittel geben?"

„Es sind Pillen. Davon geben Sie, sobald sie in Ihren Händen sind, dem Patienten ein Stück, nach zwei Stunden nochmals eins und lassen ihn nur Wasser trinken. Den Verband werde ich abnehmen und nach meiner Methode erneuern, dann bleibt er bis auf weiteres liegen. Wachen Sie darüber, daß alles so bleibt, wie ich's anordne. Ich gehe jetzt, um das Mittel zu mischen."

„Oh, wie danke ich Ihnen! Mir ist mit einem Male so leicht ums Herz. Ich glaube, Sie werden ihn retten!"

„Still, ich höre die Schwester kommen!"

Als die Schwester mit der Erfrischung kam, verabschiedete sich der Arzt. Die Pflegerin bemerkte sofort, daß die Gräfin gefaßter und ruhiger war.

„Der Herr Doktor hat wohl Hoffnung gegeben?" fragte sie bescheiden.

„Nicht gerade Hoffnung, doch schöpfte ich aus seinen Worten Trost und Mut."

„Ja, Herr Dr. Winter weiß die Kranken immer aufzurichten. Er spricht liebevoll mit ihnen und scherzt auch mit ihnen, das hilft den Armen oft über die schwersten Stunden hinweg."

„Ein seltener Mensch!"

„Gewiß! Die anderen Herren sind meist ernst und wortkarg. Das ist freilich kein Wunder. Sie haben viel zu tun und kommen kaum zur Ruhe. Es sind eben zu wenig Aerzte für die Menge der Bedürftigen."

Der Eintritt des Doktors unterbrach die Unterredung.

„Entschuldigen Sie die Störung! Schwester Marie wird in Zelle 15 verlangt."

Kaum hatte die Gerufene das Zimmer verlassen, so händigte der Arzt der Gräfin ein Schächtelchen ein, mit der Weisung, es im Kleid wohl zu verwahren.

Eine Pille hatte er zuvor entnommen. Während die Gräfin den Kopf des Fiebernden aufrichtete, flößte er dem Kranken die Pille ein.

„Jetzt rasch noch der Verband!"

Mit geschickter Hand löste er die Binden, bestreute die schlecht aussehende Wunde mit einem Pulver und schloß mit frischen Linnen den Verband.

„Die Schwester wird bald zurückkehren, sie braucht mich hier nicht mehr zu finden."

Und schnell, wie er gekommen, verschwand er.

Wie der Ertrinkende sich an einen Strohhalm klammert, so richtete die junge Gräfin ihr ganzes Hoffen auf das geheimnisvolle Mittel des Unterarztes. Ihre Blicke flogen nach dem Geliebten und forschten mit ängstlicher Hast nach jeder Regung, nach jedem Zucken in dem bleichen, starren Antlitz. Dadurch wurden die Minuten zu Stunden, die Stunden zu Ewigkeiten und endlos das bange Harren auf einen leichten Schimmer der Besserung.

Stunde auf Stunde verrann — immer noch kein Anzeichen der Wandlung. Endlich eine Bewegung! Der Kranke wird unruhig, sein Körper glüht, der Puls fiebert....

Eine neue Angst kam über die Komtesse, sie sandte die Schwester zum Arzt.

Aber was Cécile mit Sorge erfüllte, erschien dem Doktor als ein günstiges Zeichen. Er nickte der Gräfin beruhigend zu.

„Eine plötzliche Reaktion! Vielleicht zum Guten! Geben Sie dem Patienten zu trinken."

Und sich der Komtesse unauffällig nähernd, flüsterte er ihr zu: „Jetzt rasch noch eine Pille! Das Mittel wirkt!"

Während er die Schwester beiseite nahm und ihr einige Weisungen gab, befolgte Cécile sein Gebot.

(Schluß folgt.)

Vater und Sohn.

Von [illegible].

Der Oberst von [illegible] schob [illegible] von sich hin. [illegible] auf dem kleinen Balkontisch lagen Zeitungen und Kriegskarten. Aber seit mehr als einer Viertelstunde hatte er nicht mehr hineingesehen. Die angerauchte Zigarre verkohlte im Aschenbecher. [illegible] Langsam und schwerfällig schritt er [illegible]

[illegible] Vom Kasernenplatz der [illegible] Er sah [illegible] was er nicht sehen wollte, sehen konnte.

Die Oberstin, die ihm gegenübergesessen hatte, die [illegible] Handarbeit im Schoß, [illegible] Augen traurig auf den Mann gerichtet, trat neben ihn und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Willst du nicht lieber hereinkommen, Karl, wenn du's doch nicht mitansehen kannst?"

„Was fällt dir ein, Anna," es kam [illegible] genug heraus, „warum soll ich sie nicht ansehen können, unsere Prachtjungens, wie sie hinausziehen in Kampf und Sieg. Bloß weil —" er riß an dem grauen Schnurrbart, „weil unser Einziger darunter fehlt — sich versteckt hält in der Fremde — vielleicht in Feindesland."

Er sagte noch mehr, bitteres noch, aber der Marschschritt des ausziehenden Regimentes, das klingende Spiel der Kapelle, die frischen jungen Stimmen, die hell aufschmetternd ihr: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus" sangen, übertönte das Wort, das er voll Gram und Schmerz zwischen den Zähnen hervorgestoßen hatte.

Zusehn ja, wollte er ihnen, nur nicht sehn lassen. Die Offiziere kannten ihn. Er wollte nicht in ihren Mienen lesen, was sie dachten. Er schämte sich für seinen Sohn, den letzten Nettelböhm.

Hätte er wenigstens selbst mit hinausgekonnt, heran an den Feind, die Scharte auszumerzen.

Aber er war Invalide seit 70, wo ihm bei Gravelotte ein Granatsplitter das rechte Knie zerschmettert. Nun konnte er seinem Kaiser und Herrn nur noch am grünen Tisch dienen.

Erst als das Regiment vorüber war, trat er aus seinem Versteck hinter der Säule hervor. Er setzte sich an den Tisch zurück, steckte eine frische Zigarre an und fing an zu lesen; aber die Frau sah, er war nicht bei der Sache. Immer denselben trostlosen Weg gingen seine Gedanken. Wo war Erich? Wo hielt er sich versteckt? Warum hatte er sich nicht zu Beginn des Krieges freiwillig gestellt? Ein junger gesunder Mensch von 24 Jahren, der einzige Sohn eines alten Soldaten!

„Gute Nachrichten, Alterchen?" fragte sie, ihn aus seinem unheilvollen Brüten reißend.

Er nickte und sah nicht von der Zeitung auf. Er hatte wohl kaum auf ihre Frage gehört. Nach einer Weile sagte er dann doch:

„Gute Nachrichten, ja. Wir kommen tüchtig vorwärts im Westen und Osten."

„Gottlob. Horst wird vor Verdun stehn?"

Einen Augenblick blitzte es in dem Gesicht des Obersten auf.

„Der Junge hält sich wacker. Meßling schreibt, er ist zum Eisernen Kreuz vorgeschlagen. Ein Bursche von kaum 22!"

Die Oberstin strich ihrem Gatten zärtlich die Hand. „So hast du auch deine Freude, Karl, und deine Schwester und dein Schwager hätten sie gehabt, wenn sie's erlebt hätten!"

„Horst von Beilen ist kein Nettelböhm," gab er schroff zurück, „und sein Vater war nicht Soldat."

Er stand auf, hastig, wie getrieben. Drüben vom Kaiserplatz klang aufs neue Marschmusik. Stunde um Stunde ging es heute so. Die Ersatzbataillone rückten aus, — stumm, frisch, siegessicher, wie die Stammregimenter vor ihnen.

Die Oberstin zog die Uhr.

„Willst du nicht zu Kruse, deinen Dämmerschoppen trinken? Die Herren werden schon dort sein. Ich gehe ein Stückchen mit dir, ein paar Einkäufe besorgen. Auf das Mädchen ist heute kein Verlaß. An jeder Ecke gibt's ein Erzählen und ein Abschiednehmen."

Frau Anna hatte nur die halbe Wahrheit gesagt. Sie wollte keine Einkäufe machen. Nur begleiten wollte sie den Gatten durch die paar stillen Seitenstraßen, damit er dem Kaiserplatz und den Kasernen aus dem Wege ginge.

Nach einer knappen halben Stunde schon saß sie in ihrem kleinen Wohnzimmer vor ihrem Schreibtisch. Behutsam nahm sie einen kleinen Schlüssel aus ihrem Geldtäschchen und schloß ein Seitenfach des Schreibtisches damit auf. Aus der Lade nahm sie eine Handvoll Briefe und ein kleines Bild. Sie hätte die Briefe nicht zu lesen brauchen, sie kannte ihren Inhalt auswendig, und doch tat es ihr unendlich wohl, die geliebten Schriftzüge immer wieder zu durchforschen, immer aufs neue aus ihnen herauszulesen.

Da, der erste nach dem Telegramm, hat ihre Beziehung für seine Flucht erbeten. Dieser erste Brief hatte ihr eigentlich erst den rechten [illegible] zu ihrem Jungen [illegible] gegeben.

„— — — — Du hast Vater nicht und mich [illegible] Lebensauffassung [illegible] Das [illegible] Anfang in der Kadettenanstalt. [illegible] Vaters [illegible] und Horst, daß sich kein anderer Ausblick [illegible] Horsts [illegible] soldatischen Eigenschaften, [illegible] mir den Vater fast wie einen Feind erscheinen ließ. Unser vergeblicher Versuch, Vater zum Guten umzustimmen, ihn zu der Einsicht zu bringen, daß es am Ende auch andere ehrenhafte Berufe, als den des Soldaten gibt. Wir sprachen oft davon, hätte ich mich zu einem bürgerlichen Beruf geschickt, mich auf die Beamtenkarriere geworfen, vielleicht, daß die Kluft zwischen Vater und mir nicht so unüberbrückbar tief geworden wäre. — Aber daß sein Sohn Künstler werden wollte — werden mußte, das war, ich fühle es selbst, zu viel für den alten Soldaten. Indes, wie er Stein auf Stein mir in den Weg rollte, wie er meine Arbeiten selbst da noch lächerlich machte, als Meister Gundo sie schon lobte, und mir eine Zukunft prophezeite — da Mutter konnte ich nicht anders — ich mußte bei Nacht und Nebel davon. Ich bin auf dem Wege zu Gundo. Er hat jetzt ein Meisteratelier in Florenz. Ich hoffe in absehbarer Zeit als ein ganzer Künstler daraus hervorzugehen. Meine Adresse teile ich Dir mit, sobald ich mich von den Bergen losgerissen habe und in Florenz eingetroffen bin. Und nun noch ein Wort von Vater. Vielleicht duldet er gar nicht, daß Du ihm von mir sprichst. Irre ich, so erinnere ihn bei der ersten schicklichen Gelegenheit daran, daß ich vielleicht meine Sohnespflicht verletzt, nicht aber meine Pflicht als Staatsbürger. Er soll nicht vergessen, daß ich erst in zwei Jahren wieder stellungspflichtig bin. Er darf versichert sein, daß ich dieser Pflicht nachkommen werde."

Und dann ein zweiter und dritter Brief. Sie meldeten die Glückseligkeit, mit der ihn Arbeit und Anerkennung erfüllte, nicht zuletzt die unbeschränkte, kritiklose Freiheit, in der er sich bewegen durfte.

Dann plötzlich nichts. Schweigen. Unheilvolle Stille kurz vor und seit Ausbruch des Krieges. Hatte Erich seinen einmal angedeuteten Plan wahrgemacht? War er zum zweitenmal nach London und Paris gegangen? War er in die Hände der Feinde geraten? Gefangen?

Sie seufzte leise auf. „Gott gebe, daß es ihm gut gehe, wo immer es sei! Einmal wird ja auch wieder Frieden kommen und ein Wiedersehen!"

Sie schob die Briefe in ihre Umschläge und legte sie in das Fach zu dem kleinen Bild zurück.

Draußen vor der Flurtür klangen Schritte. Trieb die Unrast Karl schon so früh zurück? Sie horchte hinaus. Kein Schlüssel drehte sich im Schloß. Hart und schrill wurde die Klingel gezogen.

Sie öffnete rasch. Der Depeschenbote hielt ihr ein Telegramm entgegen. Die Tür schlug wieder zu. Es war an ihren Mann gerichtet. Trotzdem würde sie öffnen. Sie hatten keine Geheimnisse voreinander, außer dem einen. Wenn es eine schlimme Nachricht brachte, wollte sie ihn vorbereiten können. Er vertrug nicht mehr viel, seit es Krieg war.

In dem sicheren Gefühl, daß es um Erich ging und Schweres brachte, riß sie mit fliegenden Fingern die Verschlußmarke auf. Auf ihren Schreibtisch gestützt las sie:

„Von Beilen schwer verwundet. Durchkommen nicht ausgeschlossen. Auf dem Transport zu Ihnen.
Meßling."

Die kräftige Frau, die kein Schicksalsschlag so leicht umwarf, war nun doch in ihren Schreibstuhl gesunken. Bitter weh würde diese Nachricht dem Gatten tun. Für sein soldatisches Bewußtsein lebte ihm ja nur dieses eine Kind, dieser Schwestersohn! Wie es ihm sagen! Sie mußte ihn und sich an Meßlings Wort klammern: Durchkommen nicht ausgeschlossen!

Jetzt drehte sich der Schlüssel im Schloß der Flurtür. Der Oberst kam aufgeräumter zurück, als er gegangen war. Er brachte ein Extrablatt mit. Neue siegreiche Vorstöße in Frankreich und im Osten. Er klopfte der Frau auf die Schulter: „Wir schaffen's, Anna, wir schaffen's bald. Nur entsetzliche viele Opfer kostet's!"

Sie seufzte gepreßt auf. „Entsetzlich viele, ja!"

Er sah sie betroffen an. „Du sprichst das mit so seltsamer Betonung?" Schmeichelnd reichte sie ihm das Telegramm.

Er wurde blaß und stützte sich schwer auf sie. „Ein Jammer wär's um den Prachtjungen."

Eine Träne rann in den grauen Schnurrbart.

Die Ankunft des Verwundeten verzögerte sich von Tag zu Tag. Zuweilen waren von Etappenstationen Telegramme ohne Unterschrift gekommen. Sie besagten, daß der Zustand des Leutnants sich nicht verschlechtert habe. Seit acht Tagen hatten Nettelböhms nichts mehr gehört.

Eines Abends, sie hatten längst alle Hoffnung aufgegeben, fuhr ein Auto an dem kleinen Haus des Obersten vor. Es war trüb und neblig, so war es draußen, daß man von dem Gefährt kaum mehr als die Lichter sah. Aus dem Automobil sprang ein Sanitätsoffizier. Er meldete kurz, daß der Lazarettzug soeben eingetroffen sei und Herr Leutnant von Beilen in einer halben Stunde zu erwarten sei. Er legte dem Obersten einen Schein auf den Tisch, der bestätigte, daß die Sanitätsbehörde genehmigte, den Leutnant Horst von Beilen in Privatpflege zu belassen.

Dann eilte der Offizier zu seinem Zug zurück, ohne sich Zeit zu nehmen, den Obersten über den Zustand des Verwundeten aufzuklären.

Frau Anna umhalste ihren Mann. „Er lebt, Alterchen, das übrige wird Gott und liebevolle Pflege geben." —

Zwei junge Menschen, die Binde mit dem roten Kreuz am Arm, brachten die Trage ins Haus, auf der Horst mit geschlossenen Augen lag. Hinter der Trage her, ein wenig zögernd, schritt ein Dritter, in feldgrauer Uniform.

Es schien fast, als scheue er sich, das Haus zu betreten. In dem halbdunklen Korridor blieb er stehn und ließ den Obersten und seine Gattin an sich vorübergehn. Mit gespannten Blicken sah er ihnen nach; vorgebeugten Hauptes lauschte er auf die Stimmen, die dem Verwundeten liebe Worte zuflüsterten. Dann schloß die Tür des Krankenzimmers sich hinter ihnen.

Der Mann in der feldgrauen Uniform lehnte erschöpft gegen die Korridorwand. Er nahm den Helm vom Haupt und legte ihn auf eine alte, mit grünem Wachstuch überzogene Bank. Unwissentlich fast lächelte er, als er das alte Stück Urväterhausrat bemerkte.

Durch den breit klaffenden Türspalt sah er, daß der junge Offizier aufrecht in seinen Kissen saß, daß der Oberst und die Oberstin zu beiden Seiten des Bettes standen und seine Hände hielten.

Im gleichen Augenblick fast schlug der Kranke die Augen vollends auf und rief, nachdem er sich enttäuscht im Zimmer umgesehen, den Namen des Draußenstehenden ungeduldig, aufgeregt: „Erich, wo bleibst du denn? So komm doch, Erich."

Die Oberstin prallte zurück, der alte Herr stand steif und unsicher. Die Frau legte dem Kranken die Hand auf die Stirn, ob er im Fieber spräche. Sein Kopf war kühl. Sie beugte sich tief zu ihm herab.

„Wen riefst du, Horst? Wer soll kommen?"

„Unser Erich! Wißt ihr denn nicht? Er hat mich doch aus dem Feuer getragen — er hat mich bis hierher begleitet — ohne ihn — Erich!"

Die Oberstin stand stumm. In unsinnigen Schlägen schlug ihr das Herz. Sie hielt sich an der Kopfstange des Bettes. War dies Traum oder Wirklichkeit?

In die offengebliebene Tür trat der junge Mensch in der feldgrauen Uniform, der vorher hinter den Trägern nur wie ein undeutlicher Schatten gewirkt hatte.

Gott im Himmel, es war kein Traum!

„Erich!"

„Sie rief es jubelnd und hielt ihn mit beiden Armen fest umschlungen. „Erich, mein lieber, lieber Junge!"

Er küßte sie wortlos und löste sich sacht aus ihrer Umarmung.

Dann trat er vor den Obersten, stramm mit zusammengeschlagenen Hacken, als habe er einem Vorgesetzten eine Meldung zu machen.

„Ich habe ohne deine Erlaubnis dein Haus wieder betreten, das ich heimlich verlassen hatte. Bitte bestimme, ob ich bleiben darf, oder gehn soll. Es handelt sich nur um zwei Tage. Freitag kehr ich zum Regiment zurück. Wir liegen in den Schützengräben vor... Du erläßt mir die genauere Angabe, es soll nicht sein!"

Der Oberst schluckte hart. „Du bleibst selbstverständlich, solange dein Urlaub reicht. Wie kommst du zu dem Regiment?"

Von dem weißen Lager her rief eine bittende Stimme.

„Erich!"

„Gleich, alter Junge, ich will nur dem Vater erst Antwort geben."

„Ich war glücklicherweise in den ersten Augusttagen, nach einer weiten Reise, wieder in Florenz. Ich fuhr sofort durch die Schweiz nach Deutschland und stellte mich bei Horsts Regiment."

„Gottlob, Onkel, ohne Erich wäre ich heute nicht mehr."

Die Mutter stand und hielt glückselig die Hand ihres Jungen zwischen ihren beiden.

„Und wie kam es, daß du so plötzlich dein Herz freiwillig für Heer und Vaterland entdecktest? Du bist erst in zwei Jahren wehrpflichtig, hättest warten können, bis sie dich holten." Der Oberst fragte es nicht ohne Bitterkeit.

Der Sohn hielt ihm stand. „Man braucht in Friedenszeiten den Beruf des Soldaten nicht in sich zu fühlen, um im Ernstfall sich seinem Kaiser mit jedem Blutstropfen zur Verfügung zu stellen. Es geht gegen den Feind, Vater, und welche Empörung, welchen Haß, welche Rachegefühle einem dies Bewußtsein ins Blut gießt, das vermag vielleicht nur der ganz zu beurteilen, der unsere Feinde kennengelernt hat wie ich. Ich war während des Frühjahrs in England und Frankreich. Was die Natur, die Kunst, die Industrie geschaffen, Hut ab. Die Menschen! — Wer jemals wieder mit dem Ausland liebäugelt, ist nicht wert, ein Deutscher zu heißen."

Der Oberst hatte sich abgewandt. Er zupfte krampfhaft an seinem Bart. „Na und den da?" fragte er halb zu Horst gewandt. „Den hast du aus dem Feuer geholt?"

„Na ja," meinte Erich kaltblütig, „ich konnte ihn doch nicht vor dem Feinde liegen lassen."

Horsts Augen leuchteten.

Der Oberst hatte seinem Sohn die Hand auf die Schulter gelegt. Er sah den Sohn leuchtenden Auges an. Jahre schienen von ihm abgefallen.

Die Oberstin umschlang Vater und Sohn mit kräftigem Arm und küßte einem jeden herzhaft die Wange.

„Meine Sorgenkinder, ihr! Krieg mußte werden, um die Gegensätzlichen zur Vernunft zu bringen."

„Wie die Parteien, Onkel!" rief Horst übermütig vom Bett her. „Unser Kaiser hat eben wieder einmal Recht behalten."

Unsere Schnittmuster-Offerte

Kleidsame Sommertoilette.

No. 1361—1345.

An dem [illegible] Kleid [illegible] die Bluse und Kragen, während Bluse und Rock aus [illegible] Taffet hergestellt werden. Das Modell ist

außerordentlich gut für Verwendung von zweierlei Stoff und dürfte bei stärkeren Damen viel Anklang finden, für die die Bluse mit der Schulterpasse und dem Westeneinsatz besonders kleidsam ist. Der Rock kann mit oder ohne Schürzentunika hergestellt werden. Gebraucht werden zu dem Kleide, das sich aus zwei Schnittmustern zusammensetzt, 7¾ Yard bei 36 Zoll Breite, und 7¾ Yard zur Tunika. Muster No. 1361 ist in Größen von 34 bis 44 Brustweite erhältlich. No. 1345 von 22—32 Taillenweite.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon.
Ich wünsche Muster No. ....
....Zoll Brust- oder Taillenweite
(Jahre .... bei Kindersachen.)
Name ....
No. .... Straße ....
.... Stadt ....